

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 16.

Jährlich 24 Doppel-Zimmer in Heften
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 17. August 1890.

Große Ausgabe mit allen Kapiteln
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

Eine „frivole Idee“.

Novelle von Fedor von Gobelski.

(Schluß.)

7.

Für Herrn Konowksi war dieser Tag eine sonderliche Mischung von Misgeschick und Glück gewesen.

Als er am Abend vorher sein Geschäftsbureau in der Friedrichstraße betreten, hatte Fräulein Pauline Altermann, die erste Buchhalterin, ihn zu sprechen gewünscht. Die junge Dame trug zunächst einige geschäftliche Dinge vor.

Die Sendungen aus Manzenau ließen in letzter Zeit zu wünschen übrig, und Nieder-Blumberg habe mit dem Preise aufgeschlagen. Man solle Nieder-Blumberg ruhig ganz fallen lassen, denn es sei keine Mark zwanzig pro Pfund mehr wert. Die Waare aus Nienhorst sei schon zweimal stark verschlagen gewesen, und die Nienhorster hätten die Rücknahme verweigert; außerdem sei von der Administration der Gräflich Röllenhagen'schen Güter ein grober Brief eingelaufen, weil auf der letzten Postanweisung die Höflichkeitssformel „Hochgeboren“ gefehlt hätte. Fräulein Altermann gab es Herrn Konowksi zu überlegen, ob man in der Folge nicht auch die Geschäfts-Verbindung mit Röllenhagen aufgeben wolle; die Leute seien dort noch weniger zuverlässig als ihre Butter, und eine Gütsverwaltung, selbst eine gräßliche, sei ihrer bescheidenen Meinung nach ein rein sächliches Ding, der nun und nimmer auf einer Postanweisung das Attribut „Hochgeboren“ gebühre.

Konowksi lachte und bat Fräulein Altermann, in allen diesen Dingen nach ihrem eigenen Gutdünken zu verfahren, — er könne sich ja auf sie verlassen.

Fräulein Pauline Altermann verbogte sich geschmeichelt und warf Herrn Konowksi einen jener merkwürdigen Blide zu, die wir schon einmal an ihr zu beobachten Gelegenheit gefunden haben. Sie entfernte sich auch

noch nicht, sondern senkte vielmehr ein klein wenig den blondgesichteten Kopf und sagte dann in etwas schüchternem Tone:

„Verzeihen Sie, Herr Konowksi, wenn ich noch eine, vielleicht etwas seltsam klingende Frage an Sie richte. Herr Pelzer, der Procurist, hat um meine Hand angehalten. Der Mann versteht etwas von der Butter und

ist auch sonst vielseitig gebildet. Würden Sie gegen meine Verheirathung mit ihm nichts einzuwenden haben?“

Konowksi streckte seiner vortrefflichen Buchhalterin die Hand entgegen.

„O, im Gegentheil, mein liebes Fräulein,“ sagte er lebhaft, „ich gratulire Ihnen herzlich. Pelzer kann sich freuen, eine so gute Partie zu machen!“



Anton Müller

Die Astronomen. Von Anton Müller. — Siehe Seite 127.
Photographie-Verlag von Victor Angerer in Wien.

Pauline Altermann nahm die dargereichte Hand nicht. Ihr Gesicht versteinte sich, sie richtete sich hoch auf.

"Also Sie haben nichts, gar nichts gegen meine Verbindung mit Herrn Pelzer einzuwenden, Herr Konowksi?" fragte sie nochmals.

"I wie sollte ich denn, mein bestes Fräulein!" gab Konowksi, etwas erstaunt, aber doch immer noch lachend, zurück. "Mögen Sie glücklich werden, — ich wünsche und gönne es Ihnen von ganzem Herzen! Ich würde unter anderen Verhältnissen die Frage an Sie richten, ob Sie und Pelzer auch nach Ihrer Verheirathung bei mir bleiben oder sich selbstständig machen wollen — an Ersterem würde mir natürgemäß ungemein viel gelegen sein, — da ich indessen demnächst mein Geschäft zu verkaufen gedenke, so hat auch das für mich selbst kein weiteres Interesse mehr . . ."

Fräulein Altermann erwiderte kein Wort. Sie verneigte sich abermals höchst formell, warf Herrn Konowksi noch einen letzten Blick, — diesmal aber einen sehr eisigen, — zu und verschwand dann das Gemach.

"Schnurriges Frauenzimmer!" dachte Konowksi, stieckte sich eine Cigarette an und summerte sich nicht weiter um Fräulein Pauline.

Aber nur bis zum nächsten Morgen. Denn da erschien schon in früher Morgenstunde der wackere Herr Beerlein, der Ladenverwalter, in Konowksi's Privatwohnung und meldete diesem mit allen Zeichen höchster Erregung, Herr Pelzer und Fräulein Altermann seien verschwunden, und — die Kasse stehe leer.

So war es in der That. Herr Pelzer und Fräulein Altermann hatten das Weite gesucht und nichts zurückgelassen von den Spuren früherer Thätigkeit, als einen leeren Geldschrank und einen Haufen Comptoirbücher, in denen, wie sich später herausstellte, ganze Posten gefälscht worden waren.

Natürlich drang Herr Beerlein, der Fräulein Altermann nie hatte leiden können, weil sie seine eigene Geschmackslennung für feinere Fettwaren noch zu übertrumpfen sich erlaubt hatte, auf sofortige Verfolgung der Schuldigen. Und Herr Konowksi schwankte in der That einige Minuten, ob er nicht die Polizei benachrichtigen sollte, aber ein kleiner Brief, den er merkwürdiger Weise in seinem Privatbureau vorsand und dessen Handschrift der von Fräulein Pauline Altermann wie ein Ei dem anderen gleich, änderte seinen Entschluß. Konowksi stampfte wütend mit dem Fuß auf, zerriss den besagten Brief in unzählige kleine Stücke und meinte dann nicht sehr höflich zu Herrn Beerlein: er möchte ihn gefälligst ungeschoren lassen, — er wußte allein, was zu thun sei . . .

Dunkelwollig hob dieser ereignisreiche Tag an, aber um Mittag strahlte auch für Herrn Konowksi hellleuchtender Sonnenschein. Um diese Zeit begab es sich nämlich, daß bei unserem Freunde ein etwas erotisch ausdrückender Herr mit einer großen Mappe unter dem Arme vorschrammte. Diese Mappe enthielt ein Schriftstück auf Pergament mit wunderlich verzierten Buchstaben und einem gewaltigen Insiegel; das Alles aber wanderte in den Besitz Konowksi's, nachdem dieser dem erotisch ausdrückenden Herrn mit halb freundlichem, halb faulerem Lächeln einen Chel auf die Reichsbank über ein ganz hübsches Sämmchen ausgehändigt hatte. Und von diesem feierlichen Moment ab verfügte Herr Konowksi über das Consulat von San Verberino y Conchas Laparra, der weltberühmten Republik im Innern von Süd-Amerika.

Es war gar nicht zu verwundern, daß der Herr Consul heut' Abend mit doppelt hoch erhobenem Kopfe die eleganten Räume des Central-Hotels betrat, in welchen der Ball der Presse von Berlin stattfand. Er war ziemlich spät gekommen, — wie es sich für ihn schickte, — und fand die in feenhafte Decorativer Ausstattung und im lichten Glanze der elektrischen Girandoles erstrahlenden Säle bereits stark besucht. Konowksi schlenderte, den Chapeau-claque unter den rechten Arm geflemmt, das Monocle im Auge und die Hände in den Hosentaschen, — er schaute jetzt mehr denn je auf die Modernisierung der vergoldeten Jugend, — mit bläsigem Gesichtsausdruck und in schleppender Gangart durch die Räume, wünschte hier einem Bekannten einen flüchtigen Gruß mit der Rechten zu und wechselte dort ein Wort mit irgend einem näher befreundeten Habitus aus dem Parkett des Deutschen Theaters, — und blieb schließlich auf der in den tiefer gelegenen Ballsaal hinabführenden Rampe stehen.

Blödig wurde er aufmerksamer. Mitten in dem Gewühl der Menschenmenge, welche die Tanzenden umgaben, hatte er eine kleine, ihn sehr interessirende Gruppe bemerklt. Da stand Halem Pascha Excellenz, würdevoll ausschauend wie immer, und neben ihm der Geheime Commerzienrath Maier. Mit einem gewissen Neide ruhte Konowksi's Blick auf den linsen Frackklappen der Beiden. Wo hatten die Beiden nur diese Unlast Ordensbänder her? Bei dem alten Pascha ließ sich das noch eher erklären, denn der hatte sich seit seines Lebens

weiß Gott wo herum getrieben und sich diesseits und jenseits der Meere Schmuckstücke für die Brust geholt, — aber daß auch dieser pp. Maier, der im Grunde genommen doch kein weiteres Verdienst besaß, als das seines Reichthumes, derartig mit diesen niedlichen, bunten Plastrons gepanzert war, — das begriff der Herr Consul nicht recht.

Im Übrigen, — nein, der pp. Maier hatte sich noch ein weiteres Verdienst um die Welt erworben, — er hatte ein entzückendes Töchterchen, und um dieses blühenden Röschen willen verzich Herr Konowksi dem Vater großmuthig die Ordenszeichen am Fracke. Bei allen Grazien, — wie reizend sah Röschen wieder einmal aus! Das lichtrosa Kleid passte gut zu ihrem dunkeln Haar, in dem vereinzelte Rubinen leuchteten. Auch zu der Toilette Erna Halems nickte Konowksi befriedigt. Sie trug ein Empire-Kostüm, herzförmig ausgeschnitten, und schien in eine Wolke crèmesarbener Spitzen gehüllt zu sein, die eine breite, moosgrüne Seidenschärpe um die Taille festhielt . . . Ah, da — ! Konowksi's Gesicht verfinsterte sich leicht. Könnte man den beiden jungen Mädchen denn niemals begegnen, ohne diese fatale Sauegarde der Rötlinge mitnehmen zu müssen?! . . . Menth, Clavigo! — und Konowksi beschloß energisch, am heutigen Abend die Rötlinge auszustechen, — den Einen wenigstens, der da so verdächtig immer und immer um die liebliche Rose umher irrlichterte.

Konowksi stieg die Rampe hinab und drängte sich mühselig zwischen Fracks, Uniformen und lustigen Gebilden aus Spitzen, Tüll, Seide, Plüscher und Sammet einen Weg zu der Gruppe Halem-Maier-Rötliz. Er war noch nicht ganz im Bann- und Zauberkreise der schönen Augen Röschen, als er den Baron Arthur an der Seite eines kleinen, recht behäbig dreinschauenden Mannes auf sich zukommen sah, dessen rundliches Gesicht wie eine in vollster Sonnenreife prangende Pionie erglühete.

"Ah, — sieh' da, Herr von Ko— Ko— Koserinsti," sagte Baron Arthur, und drückte Konowksi freundschaftlich die Hand; „es ist lächerlich, daß ich Ihren Namen partout nicht behalten kann, — und er ist doch weiß Gott nicht so complicirt! Gestatten Sie mir, Ihnen einen Bekannten vorzustellen: Herr Friedrich Kahlbaum, Delconom . . . Auf Wiedersehen, mein guter Kahlbaum, — ich muß Sie auf einige Minuten unter Obhut meines vortrefflichen Freundes, des Herrn von Koserinsti, zurücklassen, — wir brechen nachher noch einer Flasche Cliquot den Silberlopi. — — grüße Sie, mein alter Kahlbaum!" . . .

Und der Baron Rötliz winkte freundlich und lächelnd mit der elegant bekleideten Hand, und war schon im nächsten Moment wieder im Gewühl verschwunden.

Konowksi ärgerte sich grimmig über die ganze Art und Weise des Barons, — was ging ihm denn um Alles in der Welt willen dieser Kahlbaum an? Er stand schon im Begriffe, sich vorsichtig aus der Nähe des Delconom's zu entfernen, aber Herr Kahlbaum schien durchaus nicht geneigt, den ihm gütigst anempfohlenen Gesellschafter so ohne Weiteres wieder los zu lassen. Er schob seinen Arm unter den Konowksi's und begann in breiter, nach dem platten Lande klingender Mundart über alles Mögliche und Unmögliche zu plaudern. Was Konowksi dabei am meisten ärgerte, war das stürmische Lob, das Herr Kahlbaum den beiden Rötlizen spendete.

"Herrliche Menschen sind das, sage ich Ihnen," — sage ich Ihnen: schien ein Lieblingsausdruck Friedrich Kahlbaum's zu sein, — „ganz prächtige Menschen! Ich kenne sie schon seit langen, langen Jahren, — ich habe auch den alten Rötliz noch gekannt, der anno siebenundsechzig als spanischer Gefandter in Madrid an der Cholera starb! Das war ein Mann, sage ich Ihnen, — ehrenhaft vom Scheitel bis zur Sohle, und dabei doch ein liebenswürdiger kleiner Schwerenöther, wenn es d'r aufs anfaßt, — Sie verstehen mich schon . . ." und Herr Kahlbaum gab seinem Nachbar einen vertraulichen Stoß in die Seitengegend, gewissermaßen als fühlbare Definition seiner eigenen Begriffe über den Ausdruck „Schwerenöther . . .“ Gerad' so wie der alte Herr sind die Herren Junfer geartet," fuhr er dann fort; „g'rav so unternehmungslustig, freundlich, zutraulich und ehrenhaft, sage ich Ihnen! Mein Gott, ich bin doch mir ein ganz bescheidener Mann, nichts Anderes als ein wackeres Bäuerlein, aber wie gehen die Beiden mit mir um?! Wie mit ihres Gleichen, sage ich Ihnen! Ich habe nämlich das Gut der beiden jungen Herren gepachtet, — Groß-Rabenau, — Sie werden wohl schon davon gehört haben, Herr Ko— Ko— , sehn Sie 'mal, nun habe auch ich Ihren wertvollen Namen vergessen! Wie war er doch gleich, wenn ich fragen darf — ?"

"Konowksi, mein Werther," brummte der Andere, dem bei der Erwähnung von Groß-Rabenau wieder eine Flut unklarer Erinnerungen durch den Kopf wallte.

"Konowksi, — nun sehn Sie 'mal," gab Herr Kahlbaum freundlich zurück. „Aber Sie sind doch nicht, — nein, — oder doch . . . sind Sie vielleicht der Inhaber

der Butterhandlung en gros Meisenbacher und Compagnie aus der Friedrichstraße, die aus Groß-Rabenau ihre Ware bezieht? Mir ist so, als hätte ich erst kürzlich von meinem Meierei-Vorsteher gehört, daß Sie Ihr Geschäft verkaufen wollten. Thu'n Sie's nicht, sage ich Ihnen, bei den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, denn sehn Sie 'mal, mein werthe Herr — "

Der gute Herr Friedrich Kahlbaum war nicht im Stande, die geplante Belehrung zu vollenden. Konowksi, in dessen Gedächtnisse es plötzlich blendend licht wurde und der nun mit einem Male die Verbindungsbrücken nach Groß-Rabenau gesunden hatte, war zornbebend und mit geröteten Wangen auf Friedrich Kahlbaum zugetreten und sagte mit scharfer Betonung:

"Ich bin der Consul Konowksi, mein Herr!"

Sprach's, wandte sich kurz auf dem Absatz um und ließ den braven Kahlbaum wie angewurzelt stehen. Der arme Mensch wußte gar nicht, wie ihm geschah; er schüttelte nur verwundert den edigen Kopf und murmelte vor sich hin:

"Ein seltsamer Herr, sage ich, — und das sage ich . . ."

Die beiden Rötlinge umflatterten inzwischen unentwegt wie Schmetterlinge das Blüthenpaar Röschen und Erna. Alle vier befanden sich, wie das kaum anders zu erwarten stand, in einiger Erregung. Benno Rötliz zumal. Er hatte, seiner formellen Werbung bei Halem-Pascha zufolge, für heute Abend das Wort erwartet, — aber dieser entsetzliche Halb-Oriental war bisher einer Unterhaltung mit ihm unter vier Augen sorgfältig aus dem Wege gegangen, und Erna that, als ob sich zwischen Mittag und Mitternacht gar nichts, — rein gar nichts Wichtiges ereignet habe. Die beiden Mädchen waren heut' Abend überhaupt, — den Rötligen fiel das auf, — nicht so wie sonst. Sie waren augenscheinlich stark besangen, nicht bei so gutem Humor wie gewöhnlich, zudem eigentlich kurz in ihren Antworten und dann und wann sogar ein wenig spitz.

Benno als der Energischere beschloß, dem Hangen und Bangen schnellstens ein Ende zu machen. Er wollte Entscheidung haben. Abgesehen davon, daß er dem eigenen Herzen Ruhe zu schaffen wünschte, lag ihm auch daran, seinem Bruder, mit dem er selbstverständlich kein Wort über seine Liebesaffaire gewechselt, mit der vollendeten Thatache entgegztreten, daß er sich mit Erna Halem verlobt habe und somit seine Wette verloren gebe. Damit, so sagte er sich, würde die in einem Augenblide zügeloser Laune gefasste frivole Idee doch noch zu ernsthafte gutem Ausfrage kommen, wenn auch um den Preis des — Erstgeburtstreites . . .

Mit ganz ähnlichen Gedanken trug sich auch Arthur. Er wollte gleichfalls mit sich selbst ehestens in's Neue kommen. Er liebte das kleine Röschen, — allen seinen Schönheitsprinzipien zum Trost! Sie hatte ein zauberisch schillerndes Etwa im Auge, das es ihm angethan hatte. Außerdem strömte ihr Haar einen eigenartig zarten Duft aus, und Arthur war ein schwärmerischer Verehrer solcher geheimnisvoller, die Nerven in träumerisch süßer Weise beschwichtigender Parfums. Endlich besaß sie einen entzückend kleinen Fuß, der im Spann und in der Ferse außerordentlich aristokratisch geformt war, und dann —

Arthur hörte auf, sich in Gedanken Rechenschaft darüber abzulegen, was ihm an der äußerlichen Persönlichkeit Schön-Röschen so sehr gefallen hatte, — er fürchtete augenscheinlich, bei dieser Addition in zu hohe Zahlenregionen zu gerathen. Genug, er war sich plötzlich klar darüber geworden, daß er siebte, — „in aller Form Rechtes“ liebte, wie er vor seinem juridischen Gewissen sich selbst betheuerte . . . Da wir die reine Wahrheit erzählen, so dürfen wir allerdings auch nicht verschweigen, daß einen Moment hindurch sich im innersten Herzen Arthur's ein kleines Bedenken regte, was man wohl in seinen adelsstolzen Verwandten- und Bekanntenkreisen sagen würde, wenn er eines Tages mit einer „geborenen Maier“ in die Salons trate . . . Aber schon im nächsten Augenblide lächelte er über diese Thorheit. Unter dem knappen Jaquet und der modernen strohfarbenen Weste schlug ein freies, gutes, durch leinerlei Rastengeist verknöchertes Herz, und durch das Monocle blickte das helle Auge sehr vorurtheilslos in die Welt hinein.

Gott Zufall, der Schall, ist von Alters her ein Intimus und treuer Verbündeter Amor's gewesen. Er that auch heute gewissenhaft seine Pflicht. Es traf sich, daß Halem Pascha und der Commerzienrath einen alten Schulfreund wiederfanden, den Justizrath Hämmerle, der erst vor Kurzem nach Berlin versetzt worden war und sich nun auch seinerseits mächtig freute, die beiden ehemaligen Genossen vom französischen Gymnasium einmal wiederzusehen. Man beschloß, in einer Ecke des Restaurants ganz heimlich und gemütlich dem Dionys einen Altar zu errichten, um an dieser Weihstätte alte Erinnerungen wachzurufen und auszutauschen.

"Ihr findet uns hinten im dritten Saale, schaut Euch nur um," sagte der Pascha, halb zu den jungen Mädchern, halb zu deren Chaperons gewendet. „Unter-

deß laßt Euch nicht stören, Kinder, und tanzt, so viel Ihr wollt, aber immer mit Vorsicht."

Und der Dreibund zog ab, um „hinten im dritten Saale“ der Erinnerung ein volles Glas zu weihen, und ließ das Bierblatt in verlegener Bestürzung zurück.

„Papa hätte uns wohl auch mitnehmen können,“ schmolte Erna, „ich bin entsetzlich müde geworden vom vielen Stehen!“

„Und ich verdurstete schier,“ klagte Röschen, „wir wollen den alten Herren folgen.“

Nun aber warten sich die Kiltige energisch in's Mittel.

„Ich möchte davon dringend abrathen,“ meinte Arthur. „Überlassen wir die Herrschaften der Freunde des Wiedersehens, es wäre nicht hübsch, sie zu stören.“

„Bin der selben Ansicht,“ schaltete Benno ein, „möchte mir aber den unterthänigsten Vorwurf erlauben, uns gleichfalls ein wenig aus diesem erstickenden Gewühle zurückzuziehen. Darf ich mir Ihren Arm erbitten, gnädiges Fräulein?“

Röschen warf rasch einen fragenden Blick auf ihre Freundin und nahm das Anerbieten an, als sie sah, daß Erna den dargebotenen Arm Benno's gleichfalls nicht verschmähte.

Man suchte sich in einem Seitensaale, — aber nicht im dritten, — des Restaurants einen angenehm stillen Platz aus und fertigte den Kellner mit der Bestellung ab. Die beiden Mädchen saßen still hinter ihren Gläsern, und die Kiltige wirbelten an ihren Schnurrbärten und putzten die Monocles. Die Verlegenheit war allseitig groß, so groß, daß selbst die Weltgewandtheit der jungen Herren an ihr zerschellte.

Endlich sah Erna, tief Athem schöpfend, Muth. Sie marschierte direct auf ihr Ziel los.

Haben Sie Ihrem Freunde Gustav von Harden unsere Entrüstung über seine neueste Lustspiel-Idee bereits mitgetheilt, Herr von Kiltitz?“ fragte sie Benno. „Wir baten Sie darum, wie Sie sich entsinnen werden.“

Gewiß, ich entsinne mich,“ stotterte Benno schwülten Muthes, „aber ich habe den guten Harden seitdem noch nicht wieder gesehen.“

Hat er diese merkwürdige Idee eigentlich dem Leben abgelauscht?“ forschte Erna mit der Miene eines Inquisitors weiter. „Das wäre doch kaum zu glauben!“

„Nein,“ meinte Benno lippeschüttelnd, „das wäre eigentlich kaum zu glauben! Indessen, — man kann nicht wissen, — Sie dürfen die Sachlage nicht missverstehen, gnädiges Fräulein: es handelt sich bei Harden doch nur um eine in übermuthigster Champagnerstimmung abgeschlossene Wette, die von den beiden Wettpartnern späterhin bitter bereut wird. Und diese Reue spielt auch eine hervorragende Rolle in dem Lustspiele Harden's“ . . .

„So, so,“ entgegnete Erna gedehnt, „also die beiden Freyler vereinen ernsthaft ihre frivole Idee?“

„Sehr ernsthaft, — überaus ernsthaft!“

„Aber die Wette wird trotzdem gewonnen, nicht wahr? — denn sie heirathen ihre unglücklichen Schlachtopfer?“

„Gott bewahre, die beiden Freunde verlieren ihre Wette, denn Jeder heirathet die — Andere!“

Erna war verblüfft, und Röschen's Augen wurden immer größer.

„Was, — ja, was heißt das! Ich verstehe nicht! . . .“

Nun mehr setzte Arthur energisch sein Glas zur Seite.

„Lassen Sie uns offen sein, meine Damen,“ sagte er mit ernster Miene, „ich sehe, Sie wissen Alles, und Sie haben beide ein Recht, uns zu zürnen. Es war eine frivole Idee, die wir im Übermuth und in der Weinlaune ausgeheckt haben, aber wir sind dafür genugsam bestraft worden. Genugsam, ich schwöre es Ihnen, — ich wenigstens und, täuscht mich nicht Alles, auch Benno. Wir wollten im Sturme zwei Herzen gewinnen, und da führte Gott Amor uns tambour battant in entgegengesetzter Richtung zu anderen Zielen. Gott Amor neckt, aber er läßt sich nicht necken. Wir haben schwere Stunden durchlebt als Sühne für unsere kindische Thorheit, nun seien Sie auch wieder gut und vergeben Sie uns, Röschen, — hier biete ich Ihnen meine Hand!“

Er ließ dieser Aufruf die Thatstache ohne Weiteres folgen, das heißt, er nahm Röschen's Rechte in die seine und drückte die kleine liebe Hand an seine Lippen. Röschen ließ sich das auch in holden Verwirrung ganz ruhig gefallen, — der kleine Saal war leer, nur aus dem Wintergarten klangen die Geigenstriche des Orchesters . . .

Commerzienrath Maier, Halem Pascha und der Justizrath Hämmerle saßen bei der vierten Flasche. Der Wein war gut, die Laine der drei Herren infolgedessen desgleichen. Maier hatte soeben eine alte Schnurre von der Schulbank erzählt und lachte wie gewöhnlich selbst am meisten und in der ihm eigenen intensiven Tonart über die etwas derbe Anecdote. Plötzlich setzte er das gefüllte Weinglas, das er soeben zum Munde erheben wollte, wieder auf den Tisch zurück, ohne auch nur daran genippt zu haben, und schaute mit merklichem Erstaunen nach der Thür, in deren Rahmen sich vier glücklich strahlende Gesichter zeigten.

„Da kommen die Kinder, Halem,“ sagte er, „guck einmal auf, ich habe so meine Gedanken . . .“

Nun blickte auch Halem empor. Er sah sein Töchterchen am Arme Benno's und lächelte.

„Bleibe ruhig sitzen, Hämmerle,“ meinte er, zu dem Justizrath gewandt, „ich will meiner Erna nur eine eilige kleine Predigt halten. Du wirst Zeuge sein, Geheimer Commerce-Rath.“

Halem und Maier erhoben sich und schritten den beiden Pärchen entgegen.

„Müde getanzt?“ fragte der Pascha, und seine Augen funkelten listig.

„Gar nicht getanzt, Excellenz,“ meldete Benno, „aber Angelegenheiten von Wichtigkeit verhandelt. Ausgesprochen, verständigt und geeinigt.“

Halem küßte sein Töchterchen auf die Stirn und drückte Benno mit kräftiger Herzlichkeit die Hand.

„Behüte Euch Gott, Ihr Lieben,“ sagte er voll inniger Empfindung.

Inzwischen war auch Röschen am Arme Arthur's zu ihrem Vater getreten.

„Halte Dich, bitte, mit beiden Händen am nächsten Stuhle fest, Du treuer, guter und lieber Papa,“ begann sie, „und stehe sicher auf Deinen Füßen, denn ich habe Dir etwas mitzutheilen, das Deine ganze väterliche Festigkeit erheischt. Der Ballaal ist freilich sonst nicht der richtige Ort zu derlei wichtigen Mittheilungen, wie sie mir auf der Zunge liegen, aber Du kennst Deine Tochter und weißt, daß sie das Absonderliche immer geliebt hat. Als Du mich heute Mittag fragtest: Wer ist es? da erwiderte ich Dir nichts, nun aber will ich doch lieber nicht länger mit der Antwort zögern, sondern Dir frankweg gestehen: Der hier, — der ist es!“

Was der Commerzienrath auf diese feierliche Ansprache geantwortet hat, können wir nicht mit authentischer Sicherheit wiedergeben, denn seine sonst so dröhrende Stimme klang bei der Erwiderung stark verschleiert. Gewiß ist mir, daß er zunächst Röschen und dann Arthur Kiltitz an seine Brust zog. Es war aber eine so stürmische Umarmung, daß sie jede Antwort vollkommen erzeugte.

Als die beiden Kiltige am nächsten Vormittag, ein Taglicher ein sorgsam in Seidenpapier gehülltes Riesenbouquet in der Hand, aus einem Blumenladen der Friedrichstraße traten, trafen sie von ungefähr Herrn Konowksi, der langsam das Trottoir hinab schlenderte.

„Grüß' Sie, meine Herren,“ sagte Konowksi, den Hut lüstend, „apropos, wie steht es denn eigentlich mit Ihrer Wette?“

„Leider verloren,“ entgegnete Benno lächelnd und mit Achselzucken.

„Dito verloren,“ fügte Arthur hinzu.

„Also alle Beide? Aber ich bitte Sie, wie ist denn das möglich?“

„Es war eine höchst complicierte Wette, Herr von Rosinski,“ erklärte Benno, „wir haben eben alle Beide über das Ziel hinausgeschossen. Unser Aerger ist indessen nicht allzu groß, — wir empfehlen uns Ihnen als Verlobte!“

Eine böse Ahnung dämmerte in der Seele Konowksis auf.

„Gratulire herzlichst,“ entgegnete er, „darf ich fragen, wer die glücklichen Bräute sind?“

„Sie kennen Sie Beide, Verehrtester,“ antwortete Arthur, „Fräulein von Halem und Fräulein Röschen Maier. Und nun adieu, mein Werther, — ich habe die Ehre!“

„Habe die Ehre,“ gab Konowksi zurück, und weiter schreitend brummte er in seinen stattlichen Bart hinein: „Auch gut, so werde ich eine andere Frau Consul finden!“

Räderst verboten.

Ist es noch Sommer . . .

Bon Anna Gräfin Poniatowicz.

Ist es noch Sommer, weil Dein Blick so warm,
So sonnig leuchtend auf mich niedergeht?
Ist es noch Sommer, weil in Deinem Arm
Die Lust so weich und wonnig mich umweht?

Ist es noch Sommer, weil um meinen Fuß
Bon duft'gen Blumen eine Wildniß blüht?
Noch Sommer, weil die Welt im Wonnegruß
Der späten Feier mir so reich erglüht?

Ist es noch Sommer, weil mit stillem Blau'n
Nicht Tag um Tag mir licht zu Häupten hin? —
Läßt selbstverloren in Dein Aug' mich schau'n:
Sag', ist's noch Sommer, weil ich glücklich bin?!

Räderst verboten.

Eine Stiefmutter.

Novelle von Hermine Billinger.

Es war nicht zu verkennen, Frau Hennig befand sich im Zustande der Aufregung. „Wird's denn heut' Morgen nie Acht!“ sagte sie nun schon zum zweiten Male, indem sie sich vor die Gangau hinsetzte, um auf den Zehenspitzen den Lauf des Reigers zu verfolgen. Als dann räumte sie zum ebenso vierten Male in die kleine, schmale Eckstube mit dem gelben Ledersofa und dem Röhricht am Fenster, und räumte und schaffte hier wie besessen unter den Kaderöllern, Scheren und Radeln herum, bis plötzlich mit dem Schlag Acht draußen die Haustafel erklang. „Oh, sie war immer vorsichtig, die Christel, sie ist's auch noch heut'!“ murmelte Frau Hennig, setzte idemnigst die Brille auf die Nase und nahm eine Zeitung zur Hand.

Gleich darauf trat eine große, derbe Person in schwarzer Kleidung über die Schwelle. „Guten Morgen, Frau Hennig,“ sagte sie, etwas zögernd unter der Thür stehen bleibend.

„Guten Morgen,“ wurde ihr im Tone erzwungenes Gleichgültigkeit erwidert; im nächsten Augenblide jedoch flog die kleine Frau von ihrem Stuhle auf, ergriff die Hand der Annommenden und drückte sie festig.

„Also Sie sind mir nicht mehr böf, Frau Hennig?“ meinte die Person.

„Rein, Christel,“ lautete die Antwort, „denn ich weiß, Du hast viel durchgemacht und wirst es Dir wohl selber jetzt eingestehen: die Frau Hennig hat Recht gehabt.“

Christel ging zum Röhricht und machte sich über die Arbeit her; sie hatte ein breitschödiges Gesicht von blässer Farbe; in der Art, wie sie die Dinge an sich nahm, lag etwas Gewaltiges und doch wieder Gelassenes.

Frau Hennig setzte sich der Röhricht gegenüber und suchte der tausend Fragen, die ihr auf der Zunge schwieben, Herr zu werden, indem sie ununterbrochen den festen, aber nicht unfreundlichen Mund Christel's beobachtete, ob er sich denn nicht zum Reden öffne; er blieb aber stumm.

„Run ja,“ begann das alte Frauchen endlich, mit einem lebhaften Getrommel auf dem Röhricht, „also jetzt geht's wieder in's Ausnähen, Christel, — nun, das häuf' schon vor einem halben Jahre geschehen können, denn so lang' bist Du doch allein?“

„'s war wegen dem Hund,“ sagte Christel, „es hat mir so leid gethan, den ganzen Tag von ihm weg zu sein; er sitzt draußen vor der Thür.“

„Christel,“ entsetzte sich Frau Hennig, „daß er mir nur nicht herein kommt, — Du weißt, was ich auf Sauberkeit gebe, — bei dem Hund also bist Du geblieben, und ich schide und schide und lasse anfragen und nehm' mir vor: ist's noch die alte Christel, so soll sie in Gottesnamen ihre ehemalige Kammer wieder haben, als wär' nichts geschehen. Wenn Dir aber der Hund lieber ist, dann freilich —“

„Lieber kann ich nicht gerad' sagen,“ meinte Christel, „aber hergeben kann' ich nicht, es ist ein gar so bescheidenes Thier, und glauben Sie darum nicht, Frau Hennig, daß ich einen Augenblick vergessen hab', was ich Ihnen schuldig bin.“

„Ja wohl hast Du's vergegen,“ sprudelte die kleine Frau heraus, „denn sonst häuf' Alles ganz anders kommen müssen! Wie gut hatt' ich's mit Dir vor, was warst Du für ein frisches, munteres Ding, als ich Dich aus dem Waisenhaus zu mir nahm, ich habe Dich's gar nicht so recht merken lassen, wie gut ich Dir war, und that oft idroff und freng.“

Christel nickte. „Gerad', daß Sie mir nichts Halbes und Unfertiges durchziehen ließen, dank' ich Ihnen am meisten!“

„Ich was, Dank,“ unterbrach sie Frau Hennig, „darum war mir's nicht zu thun, aber daß Du mir das nette Leben, das ich mir für Dich zurecht gedacht, so hast über den Haufen werfen können, das hab' ich schwer überwunden. Es war mir eine Freude, Dich des Morgens in der Früh' schon wie einen Vogel in Deiner Kammer zwischern zu hören. Aber ich hab' mir gefragt, ich bin eine einfache Frau und oft traurig über den Tod meines Mannes, das junge Blut muß unter Menschen, und darum erlaubte ich Dir, in's Ausnähen zu geben, und Du hattest einen kleinen Verdienst und immer etwas zu erzählen. Ich weiß es noch wie heut', wie Du einmal nach Hause kamst, in besserer Bewunderung: Denken Sie sich, Frau Hennig, es giebt ja Leut', bei denen hilft alles Rathen und Sagen nichts; was ich mir auch für Mäh' geb' mit dem unordentlichen Haushalt der jungen Frau drüber, so oft ich ihr die Sachen zeig' und erklär', sie macht's immer wieder verfehlt. Da hab' ich Dir geantwortet: Die häft' müssen bei mir in die Schule gehen. Und dann, was hab' ich erleben müssen, daß Du, trotz alledem, was ich Dir sagte und vorstellte, Dich an einen Mann hingst, der vier Kinder und kein sicheres Auskommen hatte. O, Christel, das bleibt mir zeitlängs ein Röhricht, und ich frag' Dich, was hast Du nun davon gehabt? Hast zwanzig Jahre hindurch, der Mann ist tot, und da schick' Du wieder auf dem alten Fleck, nur daß Deine frischen rothen Wangen verblaßt sind und weiße Strähnen sich in Dein Haar mijchen. Jetzt gesteh's einmal, Christel, sei ehrlich, hab' ich Recht gehabt. Dir von der trostlosen Herrath abzurathen, oder hab' ich Unrecht gehabt?“

„Frau Hennig,“ nahm Christel das Wort, „das muß erst von beiden Seiten betrachtet werden, eh' man urtheilen kann; es ist wahr, ich hab' ein schönes Leben ausgegeben, ich hab' mein Eripartes zugeziegt und bin jetzt arm wie zuvor, aber es will mir scheinen, als sei das ja eine Sach' mit dem Schicksal, als könne man sich's nicht ausladen lassen, als müßt' man sich's selber aussuchen, und ich glaub', ich hab' mir schon das Richtige ausgesucht. Der Eine braucht Trost, der Andere Begehr, ein Dritter fürchtet sich vor dem Alleinsein, ich glaub', ich hab' Arbeit gebraucht, so alle Händ' voll, nicht zu übersehen. Das hab' ich gefunden, und jetzt bin ich zufrieden, denn ich hab' meine Schuldigkeit gethan.“

Es hat böf genau ausgesehen in dem verkommenen Haushalt, die Kinder verwahrlost, der Mann schwach, ich hab' schelten müssen und zaubern und schaffen von früh bis spät, und doch nichts andres gehört, als — ich sei eine böse Stiefmutter. Aber ich hab' gedacht: nennt ihr mich, wie ihr wollt, aus meiner Hand soll mir keins ungewohnen in's Leben gehen. — Am schlimmsten hatt' ich's mit den beiden Nödel; bei denen war nichts am rechten Fleck, das lag und faulenzt und hatte nichts als Pissen im Kopf; und mit dem Jüngsten ging's auch nicht besser. Die Händ' haben mich oft gebremst, wenn ich so damit einen Morgen lang von einem Kopf zum andern herum gefuhrtwerkt bin, aber nachgelassen hab' ich nicht. Und so ist's

denn allmäig Licht geworden in unsren Stuben; die Mädel konnten arbeiten, die Buben gingen in die Fabrik. Mir ist ein kleiner gescheitert worden, und wenn mir's so im Arm lag und mich anschaut, hab' ich geglaubt, ich hätte alles Glück der Welt. Aber schon nach einem halben Jahr ist mir's wieder genommen worden, und dann hat sich auch der Mann hingelegt, um nicht wieder aufzustehen. Da haben wir uns noch mehr einschränken müssen, aber die Mädel hatten unterdessen's Kleidermachen bei mir gelernt, und meine frühere Kundskraft ließ mich nicht im Stich. Nun gesagt's, daß ich einmal meine Große im Halbdunkel, im Hausschlur, mit einem Mann zusammen sind, — das Mädel in die Stub' jagen, und den Mann auf die Gass' nehmen, war eins! Da hab' ich's ihm unterwegs klar gemacht, was das heißt, ein armes Ding von seiner Pflicht losen, da hab' ich's ihm gesagt, was ich von so einem denk', wie ich so einen heißt!

Am andern Morgen ist er gekommen, er wollt' die Groß' heiraten, er sei Kappenhäcker, und sein Geschäft sei gut. Ich hab' ihm sagen können, das Mädel ist auch gut, es hat was gelernt.

So war's schon wieder um ein Stück heller um uns geworden, und es sollt' noch besser kommen. Der Kappenhäcker hatt' einen Freund, den er manchmal mitbrachte; ich hab' nicht so bald bemerkt, daß der mit der Zweiten auch so ein heimlich's Gethu' anhebt, nahm ich auch ihn in's Gebe. Dann haben die beiden Paar' gleich auf einmal Hochzeit machen müssen, und zwar bei mir im Hauss; 's kam billiger, aber hauptsächlich war mir's drum zu thun, dem Großen ein paar gute Bissen zulommen zu lassen, denn der lag um jene Zeit schon ein Jahr frisch dabein. Er war ein stiller Mensch, hat nie viel Wort gemacht und schon ein Schön's in der Fabrik verdient. Immer ein wenig gebüldt, hat er mit seinen großen, weit öffnenden Augen dem Treiben im Hauss zugeschaut, und ich hab' mich oft gefragt: was er nur denken mag?

Ein einziges Mal auch hat er ein Anliegen gehabt. „Mutter," hat er gesagt, „Sie wird vielleicht nichts davon wissen wollen, aber da ist mir ein Hund nachgelaufen, er sitzt vor der Thür, wenn Sie meint. Mutter, jag' ihn fort." Das weiß der Himmel, hätt' mir Eins von den Andern einen Hund heimgeschickt, ich wollt' einen schönen Spektakel gemacht haben. Zum Großen hab' ich gesagt: Läßt ihn herein; nicht, daß die zwei mit einander viel Aufhebens gemacht, der Groß' den Hund gestreichelt hätt', oder das Thier an ihm hinaufgesprungen wär', da war Einer so still wie der Andre, bloß daß sie einander immerfort angesehen haben, und als der Groß' im Bett lag, ist das Thier nicht mehr von seiner Seit' gewichen.

Nach der Hochzeit aber, und als der Kappenhäcker auch noch den Jüngsten mitgenommen, um ihn in die Lehr' zu nehmen, bin ich an's Werk gegangen, hab' die große Stub' blitzblank gepuji, einen Strauß Maiblumen auf den Tisch gestellt, die Fenster aufgerissen, und den Großen mitzammt dem Bett hineingeschoben. So, hab' ich zu ihm gesagt, jetzt sollst Du's einmal hell haben, jetzt liegt Du mitten im Sonnenchein. Er hat nicht geantwortet, erst nach einer Weil', als ich mich wieder an die Arbeit gemacht, rüst' er aus seinem Bett:

Kommen Sie mal her, Mutter, —

„Sö beng' mich über ihn: Was soll ich?"

Da schaut er mich an, ich kann's nicht vergessen wie — Sie ist sehr gut zu uns gewesen, Mutter," sagt er, „Sie hat aus uns Allen was rechts gemacht, ich hab' gedacht, ich möcht' Ihr gern einen Kuß geben, bevor ich sterb' —"

Der Christel ließen die Thränen über die Wangen, sie konnte nicht weiter sprechen. Frau Hennig räusperte sich, wollte etwas sagen und räusperte sich wieder. Plötzlich sprang sie auf und stöhnte zur Thüre hinaus, um im nächsten Augenblicke mit dem Hunde zurückzukehren; sie läschte und streichelte ihn und wußte nicht, was sie dem Thier zu Lieb thun sollte. „Sei nur ruhig," versicherte sie, bald ihn, bald Christel anhängend, „wir Drei, wir bleiben beisammen, wenn ich auch eben eine recht turzichtige Frau gewesen bin, das wird unserem künftigen Einvernehmen höchstens nichts schaden, was meinst Du, Christel?"

Diese umfaßte die ihr dargebotene Rechte mit ihren beiden Händen.

„Sie müssen entschuldigen, Frau Hennig," sprach sie, indem sie umsonst versuchte, ihren Thränen Inhalt zu thun, „daß ich nicht so gleich, wie ich möcht', danken kann, aber wenn ich an mein eigenes Kind denk', das zwingt mich nicht halb so arg, als wenn ich an den Großen und an seine letzten Wort' denk'."

Nachdruck verboten.

Etwas vom Fächer.

Plauderei von Anna Löhn-Siegel.

Der Fächer stammt bekanntlich aus dem Orient. In Indien und China ist der Gebrauch desselben von sehr hohem Alter. Aber nicht allein das schöne Geschlecht bediente sich des „Lusiwedels“, auch die Männer führten ihn. Er wurde anfangs aus Palmblättern, Federn, Seide und Bambusrohr zusammengesetzt. Später traten schöne Süderreien, Elsenbein- und Holzchnüre hinzu. Unter den Federn gab man den Reiher- und den Pfauenfedern den Vorzug. Mit den Pfauen, die im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt in Griechenland bekannt wurden, kam der Fächer als ein Werkzeug, mit dem man sich durch Luftbewegung Kühlung verschaffte, nach Europa, aber die Schriftsteller des Alterthumes nannten ihn „ein Erzeugniß der Weichlichkeit und Leppigkeit der kleinasiatischen Küstenbewohner“. Dennoch betrachtete man ihn in Athen als das Scepter der Schönheit, und auch die römischen Damen hielten ihn, sobald sie ihn kennen lernten, in hohen Ehren. Ein mittelalterlicher florentinischer Schriftsteller behauptet, einige römische Kaiserinnen hätten ganze Schränke mit Fächern gefüllt besessen, und wären sehr ungehalten gewesen, wenn ihre, mit derartigen Sammlungen von Luxus-Gegenständen beauftragten Slavinnen eine Neuerung oder eine Entdeckung auf diesem Gebiete übersehen hätten.

Italien und Spanien faßten und gebrauchten den Fächer viel früher, als das in Mode-Herrlichkeiten sonst stets voranschreitende Frankreich und als Deutschland, wohin er erst im Mittelalter kam. Talleyrand hat einmal gesagt, der Fächer sollte eigentlich eine französische Erfindung sein, denn die Französinnen wußten das graziefeste Spiel damit zu entfalten. Als man ihm entgegnete, das Instrument sei ja schon beim Turmbau zu Babel bekannt gewesen und damals aus Palmenblättern gefertigt worden, scherzte er: „Nun weiß ich, woher die babylonische Sprachen-Verwirrung entstanden ist. Die Frauen haben nicht einig werden können, wie das liebe Spielzeug ge-

nannt werden soll, und da das schöne Geschlecht seit stets sehr geschickt im Nutzen von Verwirrungen gewesen ist, ergoß sich dieselbe auch über alle möglichen anderen Ausdrücke, bis der Fächer vollständig wurde.“

Bekanntlich regieren die Spanierinnen und Italienerinnen den Fächer mit der größten Meisterschaft. Sie führen ganze Unterredungen mit diesen, von ihren Händen originell und anmutig bewegten Werkzeugen aus und bringen ihr deutungsreiches Augenspiel damit in so überraschende und entzückende Verbindung, wie es kaum einer anderen Nation gegeben ist. Boccaccio läßt einen Cavalier sagen: „Die Donna erhob den Fächer in ihrer kleinen Hand und neigte ihn zu ihrem Angesicht, daß er zum Bogen wurde, auf welchem ihr Feuerblitz wie ein Pfeil zu mir herüberflog.“

Die ersten europäischen Fächer hatten nicht die Form der jetzigen, sie besaßen nur einen Stiel und auf demselben ein ausgespanntes buntes Papier oder Blatt, gewöhnlich mit einem Besatz von Federn. Erst im siebzehnten Jahrhundert fertigte man Fächer mit mehreren auf einer Achse zusammengetriebenen Stäben von verschiedenem Material und diese Färbefaltung kam direct aus China, weshalb der Herzog von Orléans, der Bruder Ludwigs XIV., gesagt haben soll: „Weil diese Dingerchen (ces petites choses) aus China stammen, bemühen sich diese Damen so sehr, mit geschlitzten Augen hinter ihnen hervorzublinken.“ Unter Ludwig XIV. war der Fächer zu einem Hauptgegenstande des Luxus geworden. Das Holz wurde durch Perlmutter, Elfenbein, Gold, Stahl, Schildpatt ersetzt. Die Damen lieben es sehr instrument, sagt Madame de Sévigné, nicht mehr aus den Händen. Anstatt des Überzuges von farbigem Papier malte man auf die Speichen oder in die Zwischen-Abtheilungen Bildnisse, Blumen, Bedeutungen, Landschaften, bemalte auch galante Scenen der Schäfer-Poësie und Mythologie. Noch heutigen Tages sind die von dem geistreichen französischen „Maler galanter Hof-Feste“, Antoine Watteau, hergestellten Fächer berühmt. Die schöne, unglückliche Geliebte Ludwigs XIV., die La Vallière, soll in den Tagen ihres höchsten Glanzes einen Fächer besessen haben, der in der Mitte eine künstliche Verschiebung aufzuweisen hatte, wodurch bei einem, nur der glücklichen Besitzerin bekannten Fingerdruck sich ein Medaillon öffnete, das den König in Schäfertracht sinnend zeigte. Reiche Frauen trugen den Fächer an einer goldenen Kette, die vom Gürtel herabhängt. Manche, die einen Lieblingsvogel besaßen, ließen, wenn er starb, sein Gefieder in den Auspuß eines Fächers verweben, und so kam es, daß Papageien-, Raben-, Zeig- und allerhand andere Federn dazu verwendet wurden. Auch die Männer trugen wieder Fächer. In Italien gab man ihnen einmal die Form von Hähnen, welche aus Seidenstoffen, Gold und schönen Stickereien hergestellt wurden.

Im siebzehnten Jahrhundert erschienen Fächer aus Japan in Europa von ganz riesiger Größe. Sie hatten einen langen, kostbaren Stiel und bildeten ein Dreieck. Fächer von bedeutender Größe hielten sich auch noch im siebzehnten Jahrhundert und erlangten in Deutschland solche Verbreitung, daß die „Fächermacherei“ eine freie Kunst wurde. Selbst die Kirche bediente sich der Fächer bei ihren Ceremonien und in manchen Klöstern bildeten die reich mit Brillanten und andern edlen Steinen besetzten Fächer einen großen Bestandtheil des Schatzes.

Zur Zeit der großen französischen Revolution verschwand das elegante Spielzeug einer üppigen Hofwelt. Die gesinnungstüchtigen Bürgerinnen Frankreichs verachteten es, und man erzählte, sie hätten lieber Dolche am Gürtel getragen, als den kostbaren Luxus-Artikel an der Kette. Doch nachdem die große Sturm- und Drang-Periode im jungen Kaiserreich aufgegangen war, wurde auch der Fächer mit anderen Gegenständen des Luxus und der Eleganz wieder hervorgeholt und blieb bis auf den heutigen Tag ein wesentlicher Bestandteil einer vollendet Damen-Toilette.

Den merkwürdigsten Fächer besaß unstrittig die türkische Freifrau und Dichterin Elisa von der Recke, geborene Reichsgräfin Wedem. Ihr war er nicht ein luxuriöses Spielzeug, nicht eine Tändelei für die müßigen Hände. Er war ihr, was er ursprünglich sein soll, ein Werkzeug, um Rührung herbeizuführen und die Augen zuwenden gegen den Lichtstrahl zu schützen. Aber Elisa's erste Sinnlichkeit und ihre Berechtigung für Träger der Kunst und Wissenschaft, sowie ihre Freude an der Verbindung mit edlen Freunden durch Erinnerungszeichen, brachten sie auf eine noch nicht dagewesene Idee. Sie wußte aus der einfachen Zusammensetzung von Holz und Papier etwas weit Würdigeres herzustellen, nämlich ein Album, das ihr beständig sowohl berühmte als thure Namen vergegenwärtigte. Dieser Fächer ist kein Luxus-Artikel, sondern ein schlichtes Erzeugniß der Harz-Industrie, vermutlich im Jahre 1785 gefaßt. In einer Broschüre über Elisa's „Fächer-Album“ lesen wir: Er besteht aus einundzwanzig Stäben braun gebeizten Eichenholzes. Die obere Hälfte ist von grünem, zweifach gesetztem Papier, sodaß sich zweitundvierzig Flächen ergeben. Alles ist höchst einfach und schmutzlos, dem Charakter der edlen Besitzerin entsprechend. Beide Seiten des Fächers sind nun auf Wunsch derselben von ihren Bekannten und Freunden mit Gedichten und Sinnsprüchen beschrieben worden, wodurch ein Erinnerungs-Album, — einziger Art entstand. Unter diesen Fächer-Inscriptionsen finden wir Sterne erster Größe, Goethe, Klopstock, Herder. Ferner: Gleim, Lessing, Ramler, Nicolai, die Karlschin, Voss, Moses Mendelssohn und viele Andere. Sie alle drücken ihre Liebe und Berechtigung für die Inhaberin des Fächers in mehr und minder herzlicher Weise aus. Den Schlüß der Inschriften macht der Schriftsteller und Schauspieler Carl von Holten. Er ist der achtzigste und letzte, der den Raum ausfüllt. Mit Bezug darauf schreibt er: „Auch die letzte Sprosse in Elisa's Freundschaftsleiter beglückt so sehr, daß ich den Platz selbst mit dem eines Sully wahrlieb nicht vertauschen möchte.“

Nachdruck verboten.

Das der Pariser Gesellschaft.

Paris, im Juli 1890.

Der, welcher die Gesellschafts-Behältnisse des deutschen Vaterlandes und Frankreichs kennt, wird das Eine sofort als besonders charakteristisch hervorheben: in Deutschland hat sich das gesellige Leben unter den erblichen Dynastien fast ohne gewaltsame Er-schütterungen naturgemäß entwickelt, — in Frankreich dagegen

mehr man beständig zwischen dem vorrevolutionären Zeitalter, dem Consulat, dem ersten Kaiserreiche, der Restauration, dem Bürger-Königthum, dem zweiten Kaiserreiche und der dritten Republik unterscheiden, welche letztere, im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen, auf eine gewisse Lebensdauer stolz sein kann. Und wir erleben nun das seltsame Schauspiel, daß sich in der allmächtigen Pariser Presse die Tendenzen dieser verschiedenen Epochen noch heute abspiegeln, damit deutlich zeigend, daß die moderne französische Gesellschaft mehr zerstreut ist, als dies in irgend einem anderen Lande Europas der Fall ist, von den übrigen Welttheilen gar nicht zu reden.

In der Praxis nimmt dieser Gegensatz, oder richtiger, nehmen diese Gegenläufe keine so paradoxe Form an. Es ist durchaus unmöglich, all diese Ueberlebenszeiten rein und unverfälscht zu erhalten. Sie ballen sich zusammen, wenn man mit dies lühne Bild gefüllt will. Der durch den Tod seines Oberhauptes verwandelte Legitimismus verbündet sich willig mit den Orlanisten, das cäcilianische Kaiserthum, obgleich politisch zerstreut, hält sich doch gesellschaftlich ziemlich eng zusammen und steht seine Fühlhörner gleichzeitig nach den monarchistischen Parteien aus. Das Ergebnis dieser politischen, magnetisch wirkenden Kräfte ist die Bildung einer Gesellschaftsklasse, welche zwar in sich keine Gegensätze aufweist, aber doch dem gemeinsamen republikanischen Gegner gegenüber eine nicht unbedeutende Bindung befindet.

Es ist ja allerdings wahr, daß selbst dieser Interessen-Ring durch die Macht der Thatshaken zu Zugeständnissen an die republikanische Gesellschaft gezwungen ist, die in früheren Zeitschichten der französischen Geschichte völlig unkenntlich gewesen wären. Das vermittelnde Element bildet da die Geld-Aristokratie. Ihrem ganzen Wesen nach ist sie notwendig conservativ und durchaus nicht geneigt, sich durch die Sozialisten von ihrem goldenen Throne herabsteigen zu lassen. Andererseits bringt sie ihr Beruf in stete Verbindung nicht nur mit der großen Bourgeoisie, mit den Korporationen des Handels und der Industrie, sondern auch mit der kleinen Bourgeoisie und vielleicht sogar mit dem Arbeiterstande.

Man darf also ganz allgemein behaupten, daß sich in der gesammten französischen und insbesondere der Pariser Gesellschaft niedersetzende Bestrebungen geltend machen, die sie vergeblich zu bekämpfen sucht.

Um diesen Gedanken in erschöpfer Weise zu erhärten, müßte mir ein weit größerer Raum zur Verfügung stehen, als eine Wochenschrift oder selbst ein täglich erscheinendes Blatt zu bieten hat. Ich beschränke mich daher auf einige Andeutungen, auf wenige Beispiele, die um so mehr genügen werden, als es sich in unserer Halle nicht um sozial-politische Erwägungen, sondern nur um sitten-geistliche, die französische Gesellschaft berührende Beobachtungen handelt.

Die aristokratische Presse, — im weitesten Sinne des Wortes, — verfügt täglich, daß die republikanischen Diplomaten keine Schulung besäßen und schon deshalb ungerecht ihre Pflicht erfüllen könnten, weil sie mit den vornehmsten Kreisen des Auslandes keine geistige Führung hätten. Sie hält die republikanische Gesellschaft nun überdies für unfähig, in ihren Salons zu repräsentieren und die Vorzüge des französischen savoir vivre, des französischen esprit und der französischen cause in's rechte Licht zu stellen.

Selbstverständlich ist man auf republikanischer Seite ganz anderer Ansicht, und um seine Auffassung zu begründen, kommt man mit Vorliebe auf Carnot, den Präsidenten der Republik, zurück. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Mann, der täglich an Boßthümmlichkeit gewinnt, dieser Art der Beweisführung außerordentliche Triumphe giebt. Er ist mit seinem bestreitenden und zugleich vornehmsten Wesen in der That die Persönlichkeit, mit der sich der Sittenbildner des Pariser Lebens demnächst in erster Linie beschäftigen haben wird. Zu den Seiten Grevy's, über dessen Gattin die wunderlichsten Gerüchte gingen, und der fast eben so wenig repräsentationsfähig war, als sie, hatten die Aristokraten des Faubourg Saint-Germain leichtes Spiel. Man hatte Ursache zu seinem Spott, und die Legenden, die sich an die Vergangenheit der Frau Präsidentin knüpften, hatten eine gewisse innere Berechtigung.

Herrn liegen die Dinge anders. Frau Carnot ist eine Frau von Geist, welche nicht nur in der Toiletten-Kunst ihre Meisterin sucht, sondern auch eine geistvolle, ihre hohe Nebenrolle vortrefflich spielende Wirthin ist. Man mag Aristokrat oder Bleibeträger sein, — gegen diese sehr vornehme Dame ist nichts zu sagen, und Carnot selbst zeichnet sich, wie ein moderner Aristide, ebenso sehr durch seine Sitteureinheit und Unbestechlichkeit, wie durch seine verbindlichen Formen aus.

Mit einem Male hat die republikanische Gesellschaft, was sie zur Zeit Grevy's wohl kaum erhofft hätte, einen gesellschaftlichen Mittelpunkt, der mit dem Hofe eines Grafen von Paris sehr wohl in Wettbewerb treten kann. Und das ist eine epochenmachende Thatache in der Chronik des Pariser und französischen Gesellschaftslebens.

Es liegt ja in der Natur der Sache, daß die Gesellschaft, welche, so zu sagen, am Staatsdruder sitzt, alle wichtigen und einflussreichen Stellen in der Verwaltung einnimmt, und somit auch in finanzieller Hinsicht stark bevorzugt ist, nach kurzer Zeit in dem ungleichen Wettbewerbe siegen und tonangebend werden muß. Die Einen zehren vom Kapital, die Anderen verfügen in gewisser Weise über alle produktiven Kräfte des Landes und gleichen dem Heros der griechischen Sage, welcher aus der Verführung der Mutter Erde im Kampfe wider den ermordenden Gegner immer neue Kräfte zog.

Man sieht es zwar, ich wiederhole es, Herrn Carnot, der für die ihm durch schön herangesetzte Kinder gespendeten Blumensträuße mit den niedlichsten Blüten zu danken weiß, als einen einfachen parvenu darzustellen, aber es unterliegt doch keinem Zweifel, daß seine Gabe einer würdevollen Vertretung Frankreichs, daß seine Elyée-Zeite selbst den Reid seiner politischen Gegner erwecken, denn persönliche Feinde hat dieser glückliche Mann wohl kaum, es sei denn in der Welt der finanziellen Hochstapler, gegen die er, wie gegen den faulen Wilson, unerbittlich ist. Und diese Feinde gereichen ihm nur zur Ehre.

Die neue Gesellschaft also, welche im Präsidenten der Republik ihren edelsten Vertreter, ihren tonangebenden Monarchen sieht, röhnt sich, daß alte Ceremonien, welches sich überlebt habe, auf seine primitivsten, unvermeidlichsten Formen beschränkt zu haben. Für sie ist der „chic“ des beinahe legendärlich gewordene Gentilhomme ein überwundener Standpunkt. Das, was man im vorigen Jahrhundert mit „le bel-air“ bezeichnete, die ritterliche Galanterie, die Herrschaft der Schönen über den Ritter ohne Farce und Tadel. Alles das vermeint man in vollkommener Weise in die neue republikanische Gesellschaft hinüber gerettet zu haben.



Pitti-Sing. Von G. Vautier. — Siehe Seite 127.
Photographic-Verlag der Photographischen Union in München.

Es liegt etwas Wahres in diesen Behauptungen, aber doch nur in sehr beschränktem Maße. Es ist ja wahr, daß sich das ceremonielle Gepränge der Höfe im Elsässer in beschränkter Weise wiederfindet, aber diese kleine Reform ist doch nur rein äußerlicher Natur. Dem Ausländer gegenüber, ob es sich nun um einen Botschafter, Kanzler oder Schah von Persien handelt, ist man ohnehin gezwungen, nach den Gebräuchen der internationalen, von der Diplomatie aller Länder nun einmal beliebten Höflichkeit zu verfahren. Wir haben Ehren-Wachen, Gala-Wagen, Gala-Beschallungen und Ähnliches ebenso gut in Paris, wie in Berlin, Wien, London oder St. Petersburg.

Aber ganz abgesehen von diesen rein offiziellen Empfängen und Formalitäten erscheint doch die republikanische Gesellschaft von alle dem, was sie mit Vorliebe als „Börs“ bezeichnet, nicht so frei, wie sie es glänzen lassen möchte. Es liege sich das an zahlreichen Beispielen erweisen. Ist es nicht bezeichnend, daß der Franzose mehr in das schauspielische Gepränge verliebt ist, als irgend ein anderes Volk der Erde? General Boulangers hatte diese kleine Schwäche seiner Landsleute wohl erkannt und sie gegen die Civil-Minister, die Pefins und gegen den früheren Präsidenten der Republik, den eisernen Greven, vortrefflich ausgenutzt.

Die Form der Eheschließung in Frankreich, zumal in der vornehmesten Gesellschaft, ist durchaus traditionell. Die jungen Leute haben sich kaum gesehen, und noch weniger kennen gelernt, und schon ist von den Eltern, meist aus geschäftlichen Gründen, aus Familienstücken, die Ehe beschlossen. Und die Art, wie der Ehe-Contract abgeschlossen wird, wie zuvor die ersten Begegnungen ermöglicht wurden, wie die Mitzug gezeigt wird, zeigt auf das Deutliche, daß der Börs noch immer hängt.

Völlig traditionell ist auch das Verhältniß der jungen Mädchen und der Frauen zur Gesellschaft. Das letztere wird noch immer, ich möchte sagen, Klosterhaft erzogen, was übrigens zum Theil auch für die Knaben gilt. Das junge Mädchen wird in Frankreich auf's Aengstliche überwacht. Niemals würde es ohne Begleitung auch nur drei Schritte auf der Straße thun. Man erhält es bei den Eltern so gut wie in der Pension noch heute in einer künstlichen Unwissenheit. Man begreift, daß letztere bei dem Verkehr so vieler jungen Mädchen verschiedensten Charakters und verschiedenster Lebensbedingungen und Familien eine ziemlich illusorische ist, und daß die Unerfahrenen gerade dadurch leicht auf geistige Abwege gerathen. Vorausgesetzt aber, daß jene Unwissenheit, jenes Unvertrautsein mit den Anforderungen des praktischen Lebens tatsächlich erhalten werden könnten, — würde dies verzopfte Erziehungssystem denn wirklich eine treue Gattin, eine gute Mutter zeitigen? — Gewiß nur in den seltensten Fällen, die um so seltener sind, als die Frau in Frankreich, im Gegensatz zum jungen Mädchen, um das sich die Herrenwelt überhaupt wenig kümmert, eine ungewöhnliche Freiheit genießt.

Daher die große Zahl von Familien-Dramen, die seit dem Erblühen der dritten Republik sich keineswegs verminderet haben.

Überlieferung und Mode beherrschen, wie gesagt, das französische, und zumal Pariserische Gesellschaftsleben noch heute, und wie man in gewissen Kreisen mit Allem, was russisch ist, liebäugelt, von der russischen Kunst herab bis zur russischen Speiselarre, so auch mit den meisten Bräuchen, die zum Theil aus der Zeit des Absolutismus und des ersten Kaiserreiches herrühren.

Eugen von Jagow.

Nachdruck verboten.

Das Sommergespenst.

Von Gabriele von Lieres und Villan.

Sieht Ihr das Sommergespenst? Wenn hoch das Korn emporsteigt zu goldenen Wogen, still im Meere weißglühender Höhe weiterreisend, dem Schmette entgegen, dann in seine Zeit. Zwischen den Achern taucht es hervor, ein alter Mann oder eine Frau mit einem großen Sonnenhut, farbloser Kleidung und erloschenen Augen, die sich ansehen, stumm und lärmend, wie die brütende Wärme, die umher ist. Und was dir dann über den Rücken rieselt wie der Tod, das ist die Mahnung von kommendem Unheil... Auf dem Lande, wo die Häuser weit aus einander liegen, und zwischen ihnen der Segen des Helden sich ausbreitet, dort kennen sie das Sommergespenst. Die Alten erblicken es, als ihr Haar noch ungebleicht war vom Schnee der Jahre; die Jungen wissen von ihm zu flüstern. — Auch ich sah es!

Ich war im zweiten Sommer wiedergelebt in dasselbe, tief in den Bergen gelegene Dorf. Zwei Stübchen bewohnte ich in einem der Höfe, die, trozig wie kleine Ritterburgen, hinabfahen auf die im Wiesengrunde hinziehende Straße. Die Tannen, die am Hange standen, rauschten darein; unter meinem Fenster nisteten Schwalben. Und den ganzen Tag war ich draußen und schaute, wie die Frucht reiste, und Ast und Zweig sich förmlich reckte und dehnte und sich ineinander verschlang, und sah den Sommer selbst, wie er, ein kräftiger Mann mit blühendem Haar und heißen Augen, sein Haupt emporhob zur Herrlichkeit, deren Stempel Wald und Feld sowohl trugen, als ungezählte junge Augen und Angesichter in dieser göttlichen Natur. Wie die Lippen brannten, die Blüte leuchteten! Herrliche, freie Natur! Wenn sie auch einmal emporwächst über Grenzen und Schranken... freut euch, daß sie es vermag, daß in ihr Kraft und Lenz noch bestehen auf der altersmatt gewordenen Erde! —

Einstmal ging ich am Feierabend über den Hof des Schulzen, durch den ein Weg auf die Höhe führte. Ich war nicht hier gewesen seit vorigem Jahre. Auf der Bank neben dem Brunnen saß junges Volk, Kinder und Magde; Einer von ihnen schwante auf dem Rande des Steinrotes, in welchen aus dem Nohre das Wasser fällt und kristall klar hinabfließt. Seitwärts sah der Kasten mit tausend grünen Früchten. Zu Gunsten stand der Abendhimmel; rothe Wangen und Lippen spiegelten das Wasser wieder. Dasselbe Bild, das ich im vorigen Jahre gesehen hatte! Nein, nicht dasselbe! Hatt' ich das jenseitige Horizont erreicht, als ich mit erst dessen bewußt wurde, daß sie schläft, die doch lebten Sommer auch unter den Lachen gewesen war... Liesl!

Die Jüngste von Allen war sie gewesen, sechzehn Jahre zährend, — ein schlankes braunes Ding mit blanken Rehaugen, die kleine Magd.

Auf das Hoffthor zu laufen, in geringer Entfernung hinter einander hergehend, Zweie, die ich nach der Liesl befragten

sollte, denn ich wußte, sie waren beide aus dem Hause, die voranhinkende Alte sowohl, als der nachfolgende Bursche.

„Ist die Liesl immer bei Euch?“

Die Alte schlägt die knöchernen Hände zusammen. „Nein!“

„War's nicht das, was ich gleich geahnt hatte, hier, im Leuchten des Mittsommer-Sonnenuntergangs?“

Inzwischen ist auch der Bursche herangekommen und will mit einem stummen Griffe vorübergehen. Sein hübsches Gesicht ist blaß und finster, und ein seltsamer Zug von Starchheit liegt darum. Wie ich die Miene des Rahenden, der meine Frage gehört haben muß, gewahre, fällt es mir ein: das ist der selbe Mann, den ich im vergangenen Jahre mehr als einmal mit der Liesl schaute, am Zaune und hinter der Scheune, lachend und lösend.

Ein Zusammenhang zwischen dem Ernst und dem Zech steht mir.

„Armer Bursche!“ sage ich laut, halb in Mitleid, halb in Vorwurf.

Da bleibt er stehen, sieht mich mit zornigen Augen an und redet seine zusammengezogene Gestalt jäh empor. „Um die!“ ruft er mit einem erbarmungslosen, hochmuthigen Hohn, dem man anhört, daß dem Manne etwas ganz Anderes die Seele bedrückt, — „um die!“

Die Alte will mit noch eine lange Geschichte erzählen von der Schlechtigkeit und Unanständigkeit der Liesl, doch ich weise sie ab und gehe weiter.

An der Mauer steht ein kräftiger Strand, und mitten darin, blattlos, ein längst schon vertrocknetes Bäumchen. Der Strand hat es erstickt mit seinen starken, blütenüberrieselten Trieben. Und sein Blitzestrahl hat es gerächt bis heute!

Was war es so schwach!

Es ist sehr still draußen zwischen den Feldern. Still, aber noch nicht idyll. Noch entbehrt das Korn des goldenen Schimmers der Reife. Aber der Wind läßt nicht mehr südliche Schatten und Wölfe darüber hinziehen, wie im Frühjahr. Regungslos stehen die Achern; nur zwei oder drei von ihnen nisten einander trümerisch zu. Hoch in der Luft jubeln die Lerchen. Von den Gärten des Dorfes schicken die blühenden Jasminbüsche schwere Wolken von Duft.

Sommer!

Ich muß immerfort daran denken, daß die schlechte, die unanständige kleine Liesl ein armes Waisenkind war... daß sie keine jüngste Mutter besaß, keinen liebenden Vater, keinen Kreis der Freunde... Nichts, was Andere die Jugend lieb macht und was sie erhält bei ihr. Und der Gedanke an Liesl's Verlassenheit läßt mich endlich in meinem Sinne fast Partei nehmen für sie und läßt mich wünschen, daß ein Rächer ihres Schicksals erschehe.

Aber es gibt keinen solchen für die Schwäche, die an sich selbst zu Grunde geht.

Inzwischen bricht der Abend vollends herein, und ich lehre heim. Als ich wieder durch den Hof des Schulzen komme, sehe ich auf dem Rande des Brunnentroges eine einsame Gestalt. Es ist der Bursche, dem ich vorher schon begegnete... mit dem ich sprach... Hiob. Er hat das Gesicht in die Hände vergraben und sitzt unbeweglich; es sieht aus, als schlafe er. Aber beim Schalle meiner nahen Schritte erhebt er sich, schaut mich zu mir hin und verschwindet in einer der Stallthüren.

Es reist weiter. Wundervolle Sommerschönheit! Matt schimmernd steht der Roggen; im silbernen Glanze wogt die Gerste; aus dem dunklen Grün des Hafers lugt tiefblau und leuchtend die Kornblume. Die Bögel verstimmen, Johann ist vorüber. Die Ferne beginnt, sich in summende Schleier zu kleiden.

Um diese Zeit begegne ich im Hestengang, der so dicht verwachsen ist, daß die Zweige von hüben und drüben einander berühren, ihm wieder, dem Hiob. So sah ist seine Haut, so tiefe Schatten sind in sein Antlitz gezeichnet! Wie ich an ihm vorüber will, wendet er mir plötzlich die Augen zu, Augen, die tiefliegend geworden sind, seitdem ich sie nicht sah, und in denen ein wahrhaft erschütternder Blick ist, der Blick, mit dem das gestraffte Wild dem Schützen, das vergehende Leben dem Tode entgegen sieht, mit einer Trauer, einem Kummer, denen nichts zu vergleichen ist.

„Ich hab' es wieder gesehen!“ sagt Hiob.

Was?

In den Gärten rechts und links von uns stehen mit Früchten bis zum Brechen beschwere Obstbäume; ein junger Vogel taumelt im halslosen Fluge, doch mit segelnden Zwischen vom einen zum anderen.

„Das Sommergespenst!“ schreit der Hiob auf. Er blickt über mich hinweg in eine für mich unsichtbare, für ihn mit schrecklichen Bildern bevölkerte Ferne. Mit einer seifig trocknen Stimme, einer Stimme, als siebe ihm die Zunge am Gaumen, berichtet er:

„Lebt, als ich dem Herrn am Thorwege begegnete, hatt' ich's im Grunde geschen. Es stand in den Haselsträuchern und sah mich an.“

„Sprach's?“

„Nein!“

„War es alt? jung?“

Er schüttelt den Kopf. „Eine graue Frau!“ sagt er endlich. „Und schwarze Augen. Und mit einem Male war es weg.“

„Es wird ein Weib aus einem Nachbardorf gewesen sein.“

„Ein lebendiger Mensch war das nicht!“

„Nur habt geträumt!“

Er schwieg, doch man sieht es ihm an, wie ihn die abergläubischen Schänder überrieseln.

„Doch Ihr es den Anderen erzählt?“

„Nein!“

Dann behaltet es für Euch, den Spül oder das Traumbild!“

„Das deutet den Tod!“ ringt er zwischen den Zähnen her. „Den Tod oder ein Unglück! Ach, wenn's doch nur ein Unglück wär', — nicht der Tod!“

„Und heute?“ Ich will ihn ablenken.

„Wieder!“ sagt er, halb schon im Gehen. „Im hohen Korn!“ Er schreitet, nein, schwankt weiter. Seine Gestalt ist wie von unsichtbaren Händen geschüttelt.

Ohne Hiob zu nennen, erkläre ich mich in der Folge nach der Sage vom Sommergespenst und erfahre deren Einzelheiten. Ich höre auch, daß die Dorfleute noch jetzt an die Mär glauben. Selbst der Schulmeister steht der Sache nicht ganz ablehnend gegenüber. Das graue summe Weib und der Sommermann, der im Korn erscheint, deuten den Tod, so gut wie das Krächzen der Eule auf dem Dach, oder das mitternächtige Heulen des Hoftündes. Den Tod oder ein Unglück!

Ich sehe Hiob zunächst nur im Kreise Anderer, wo ich ihn nicht anreden will. Aber obwohl wir stumm an einander vor-

übergehen, bemerke ich, daß er sich wiederum verändert hat. Es ist ein seltsam blöder Ausdruck in sein Gesicht gekommen, das dumpf vor sich hinstiert, um sich dann entspannt zu erheben, gleich, als könne hinter jedem Baume hervorlauern das Unglück, der Tod — das Sommergespenst.

Er hält es geschen, — es muß ihn vernichten!

Er hält sich stramm aufrecht, doch ich sehe, daß er sich dazu zwingt, und daß er fast vergeht in Angst, in gräßlicher Todesangst. Denn er will nicht sterben! Das Leben ist schön, wenn man jung ist und gesund und toll! ein großer, hübscher Bursche, dem jedes Madel nachseufzt! .

In der Schenke und auf dem Tanzboden ist Hiob ein Held... vor dem Lebendischen, das seine Hände nicht packen können, erstaunt er in Entsetzen.

Arme Liesl! Durstet wir dem frommen Gedanken Raum geben, daß jetzt, in der angebrochenen dunstigen Zeit, Dein Bild manchmal vor ihm auftaigt wie ein Gewissensstruß?

Die Höhe wählt. Im Schatten der Bäume, welcher das Dorf einhüllt, merkt man nicht viel von ihr... draußen, zwischen den Feldern ist die Luft ein einziges Zittern, Flirren, eine weine Glut.

Ich erinnere mich: ich stand in früher Nachmittagsstunde am Zaune des Obstgartens und sah hinweg über die Meere goldener Achern in der Tiefe des Thales, als ich plötzlich zu vernnehmen glaubte die Athemzüge eines unendlichen, märchenhaften Geheimnisses, das da schlummerte innen in der Trude der Höhe lautlos lagernden Landschaft. Ich weiß nicht mehr, ob ich hierbei an das Geheimniß der Poetie dachte, das ich zu finden hoffte... weiß nur, daß ich dem Geheimniß nachging, die engen Grenzen des Gartens verlaßend.

Zwischen Kornfeldern dahin führt der Weg, so schmal, daß man rechts und links an die Achern anstieß. Wenn sie dann auf's Neue zusammenrieseln, flang es wie ein flüchtiger Fuß, der hinter mir her kam. Aber im Umbilden sah man nichts, — nichts als die schwergewandten Häupter der Achern, vergoldet, träge überponnen vom gleichenden Sommertlichte. So still stand das Feld! Ob es die Schwere der Frucht ist, welche die Halme regungslos verharren läßt? Doch auch in der Allee von Obstbäumen, in welche der Weg mündet, röhrt sich kein Blatt. Nur wenn Du stillstehst, bemerkst Du, daß ein tauendfältiges Summen und Surren die Luft erfüllt. Das ist das Leben der Insekten, dessen, was da freucht und fleucht, was sonst im Verborgenen liegt und im Schatten und jetzt hervorgelöst wird von der Sommenglut. Wie heißt es ist? Die Sommerwärme liegt auf uns, wie eine rothglühende, schwere Luft, der Fuß will sich weigern, weiter zu gehen. Doch dort windet der Wald! Auch er ist unbewegt; wie verzaubert ragen die Tannen. Hinein in den Schatten! Schatten? Was hier herrsch't, ist nicht Waldeskühle, ist neuer, brütender Zauber, neue Glut. Still und gewaltig webt sie, legt sich auf das Hirn des Wanderers, summert ihm vor den Augen. Licht glänzen die Birken aus schwärzlichem Nadelholze hervor. Ein weißes Gewand flattert zwischen ihnen... nein, es sind taumelnde Falter, die dort spielen. Schwarz und dräuend steigt ein dunkles Etwas, ein Käfer, ein Waldfelpen aus dem Dämmern empor... doch es ist nur der Schatten unter den hohen Tannen, den man, näher kommend, erblickt. Ein Schrei, ein Lachen geht auf im tödstillen Holze... aber er wiederholt sich nicht, als ich, innehaltend, lausche. Belästigend, verirrend atmet die Laubflockigkeit, die Stille umher.

Wir ist's fast wie eine Erlösung, als der Weg wieder hinaustritt in's Freie, in's grelle, rothe Tageslicht. Am Saum des Waldes werje ich mich nieder in's formlich heiß sich anführende Gras. Neben mir slettert am Halm der Käfer; über mir hängen, bis fast herab zur glutbähmenden Erde, die Zweige der Nadelbäume; unter mir steigt wie summender Kampf empor die Höhe des Thales.

Zu der Tiefe leuchtet es golden; dazwischen saust schneidend hindurch blänsker Stahl. Es ist das erste Korn, das gehauen wird. Zwischen den hängenden Zweigen hindurch kann ich die Mäher erblicken. Der Bordoste ist Hiob, ich erkenne ihn. Ich sehe sein braundunkles Gesicht, seine lebhaften Gestalt. Ich sehe seine finsternen Augen, seine angstlich zusammengepreßten Lippen. Ich sehe, wie es die zurückgedrängte Furcht und das Grauen sind, die ihn die Seele in seinen Händen so hart regieren lassen, daß er den Anderen weit voraus... weit voraus der Aufräfferin hinter ihm ist. Neben ihm ragen manneshoch die Haine, vor ihm sinken sie, wie im Sturme.

Die weißen Hemdsärmel der Männer, die rothen Kopftücher der Frauen leuchten. Die Sonne lacht; es lachen die dummen, fröhlichen Gesichter der Schnitter und Schnitterinnen; wie eine Dithyrambe, wie ein feuriges Aufschauzen des Lebens steigt es empor zum glänzenden Himmel, der Bonne, Wärme und goldenen Rauch der Erde spendet.

Plötzlich sehe ich, wie Hiob die Seele aus den Händen sinken läßt. Sein Körper schnellt empor, wirft sich zurück... seine Augen hasten hervorquellend auf Etwas, das vor ihm aufsteigt aus der Wasserfurche, in der es bisher zusammengefroren versteckt war. Eine abgezehrte Gestalt in staubfarbenen Gewändern und einem großen, zerfressenen Strohhut über einem leichenhaften Antlitz und schrecklich großen und starren, todten Augen.

Ein schattenartiges Lächeln erhebt auf dem erstorbenen Antlitz; die Erscheinung gleitet empor... mit ausgestreckten dünnen Händen Hiob entgegen. Da schreit der gesell und entsetzt auf und bricht nieder wie ein gefallener Baum. Und im gleichen Nu verschwindet der Unhold vor ihm seitwärts im hohen Korn mit einem Ricken, das ich bis hierauf zu hören meinte.

Da weiß ich plötzlich, daß ich das abgezehrte Wesen schon früher erblickt habe... damals im Schmuck der Jugend und der Liebe. Es ist die Liesl, oder vielmehr das, was von der Liesl noch übrig ist! Denn eine tote Seele, verwirrte Gedanken sprechen jetzt aus ihren Augen. Und ihre verwirrten Gedanken haben sie Den aufsuchen lassen, dem ihr lebendiges Herz gehörte.

Auf den Schrei kommen die übrigen Schnitter herbei und heben den Bewußtlosen auf. Auch ich eile herzu.

</

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.



Erholungs-Reisende. — Es wird unter den vielen Reisefreunden ihres Blattes auch solche geben, welche nicht, wie Fräulein Emmy, zum Vergnügen reisen, sondern einzig und allein zu ihrer Erholung. Wenn man sich da in irgend einem Flecken, der abseits vom großen Touristenwege liegt, einquartiert hat, —

— es gibt solche idyllische Plätzchen selbst in unmittelbarer Nähe der belebtesten Orte,

um unbelaßt und — unbefrillt nur seinen Nerven zu leben, so reduzieren sich die Gebote der Allherrscherin Mode auf das bescheidenste Maß. Ein elegantes, vollständiges Reisetoutüll, eine Promenaden-Toilette nebst den dazu gehörenden Hüten und ein Promenaden-Jäckchen, wenn man „unter Menschen“ gehen, die nächste Stadt, den nächsten Badeort besuchen will; — dann einige Morgen-Anzüge, darunter einen aus Tuch oder Tafell für längere Tage, die nie ausbleiben, ein großer, breitkämpiger Hut, den man aber am besten erst am Ende seiner Reise anschafft, ferner den unvermeidlichen Regenmantel, sowie den ebenso unvermeidlichen Entoulas; eine leichte und eine warme Bluse; ein Plaid mit Riemchen, — aber nicht zu schwer! — der eine prächtige Unterlage im Auto abgibt: das wäre die Hauptfache dessen, was ein solcher Aufenthalt an Toilette erfordert.

Von Kleidwäsche, wozu ich hier auch Handtücher und Servietten rechne, die beide nicht vergessen werden dürfen, nehme man nicht zu viel mit. Man findet leicht einen dienstbaren Geist für die Reinigung; nur dürfen keine Stühle dabei sein, an denen einem viel gelegen ist; die größte Einfachheit ist in diesem Punkte das Beste.

Die Chausseure wähle man nicht zu sparsam; unumgänglich nötig ist wenigstens ein Paar vollkommen wasserdichte Stiefelletten. Da ich auch den grohartigsten Verzierungen meines ehrwürdigen Meisters stets etwas skeptisch gegenüber stehe, so laufe ich jedes Mal mit den neuen ledernen Thronen an den Hühnen eine Stunde lang nach einem tüchtigen Regen umher; haben sie auf diese Weise ihre vollständige „Druckfreiheit“ und Wasserfestigkeit in den Straßen und Gassen Wiens dargethan, so werden sie für währig erklärt, mit mir in die Welt zu wandern. Ich höre die liebe Vesperin lachen. Bitte, lachen Sie nur, soviel Sie wollen; aber thun Sie, bevor Sie auf Reisen gehen, desgleichen! — Nicht sparen sollte man auch beim Morgenanzug und lieber ein Stück des gewohnten, — ach, so bequemen! — zu viel mitzuführen, als sich der Pein aussehen, es entbehren zu müssen.

Ein eigenes Eßbesteck, sowie einen Schnelltopfer, einige Päckchen Thee, Chocolade und gebrannter Kaffee, zuletzt noch ein Tiegel Fleisch-Extract gehören mit zu den notwendigen Dingen.

Für Regentage, die auf dem Lande zu hohen Unannehmlichkeiten werden können, hat man gut, sich mit einer leichten Handarbeit und etwas Lecture auszurüsten. — Das Alles kann mit leichter Mühe in zwei kleineren Damenköffern oder in einem einzigen großen Koffer untergebracht werden. In leichterem Falle hat man noch den Vortheil, auch die Hutschachtel im Koffer platzieren zu können.

Noch auf eines möchte ich aufmerksam machen und zwar auf etwas, das die von Poesie umwachten Reise-Erinnerungen weit herein in die späteren Jahreträgt: es ist dies das „Reise-Album“, aber nicht das fertig gekaufte, sondern das unter der eigenen Hand entstandene. Das meiste ist ein nach Art der Schul-Altlasse gebundenes, ziemlich großes Buch, auf dessen Blätter man auch bequem schreiben kann. Da grüßt mich unter Anderem ein Stück Baiern: München, seine Kunstsäthe, die Königschäffler, Altötting; Alles in guten Photographien, Vieles von geprägten Blumen umrahmt und mit einigen eßländenden Wörtern versehen, die sich nicht selten auf rein Persönliches beziehen, dann auf den nächsten Blättern: ein Blumentanz, inmitten desselben selbst gepflückte Alpenblumen! Ansichten von Innsbruck folgen, an dessen Hofkirche ich mich nimmer sattsehen konnte, und wieder weiter: Gloggnitz, die Semmeringbahn, Schloss Wartenstein; Cyclamen und Enzian um all' diese Bilder, und überall wieder die kurzen Bemerkungen, die mir mit einem Schlag die ganze wunderbare Scenerie vor das geistige Auge zaubern! Lohnet sich die geringe Mühe, welche das Sammeln der Photographien, das Pressen der Blumen verursacht, nicht tausendfach? Und erst das Ordnen und Aufstellen zu Hause! Fürwahr, ich wünschte mir an einem Novemberabend, wenn draußen der Nebel schwer und grau auf- und niederrwallt, keine angenehmere Beschäftigung! Janny K. in Wien.

Hautreinigungs-Papier. — Als einen auf Reisen recht praktischen Gegenstand möchte ich das „Japanische Hautreinigungs-Papier“ wärmstens empfehlen. Überall, selbst in der Kleider-tasche leicht unterzubringen, saugt es den Schweiß viel besser als selbst das feinstes Batiststück auf und ist auch dadurch beim Gebrauche viel angenehmer, weil man jedes Mal ein frisches Blatt davon verwendet und das schon gebrauchte wegwirft. Der mitnehmende Vorrath an Taschentüchern kann dadurch bedeutend reduziert werden. J. A. in Versecz.



Nachdruck verboten.

Die Astronomen. Von Anton Müller. Siehe das Bild, Seite 121. — „Sternliefer“ nennt sie der Volkmund, weil sie den Blick nicht auf die Erde mit ihrer schändlichen Materie, sondern in die unbegrenzte blaue Weite des Himmels mit seinem kreisenden Sternenheere und seinen glänzenden Wundern zu richten pflegen. Von allen Gelehrten, sagt man, sind die Astronomen am unpraktischsten. Sie leben und weben in höheren Regionen und vergessen das Erdische . . . Sollte das immer wahr sein? Die beiden

würdigen alten Herren, die auf unserem Bilde den Himmel-Globus studieren, sehen nicht so aus, als ob sie sich völlig von jeder materiellen Regung losgelöst hätten. Aber es gibt ja überall Ausnahmen!

Pitti-Sing. Von C. Bantier. Siehe das Bild, Seite 124. — Arthur Sullivan's melodienreiche Operette „Der Mikado“ hat ihren Weg über fast alle bedeutenderen Bühnen der Welt genommen; in aller Herren Ländern hat man sich an der tragikomischen Erscheinung des Geheimen Ober-Hof-Herrenknechtes, an der angejahrten, liebestrüsten Hofdamen Katisha, dem als wandernden Musitus verkleideten Prinzen Rauni-Puh und vor Allem an dem lieblichen Trio der „little maids from school“ ergötzt und erheitert. Ein amüsantes Libretto liegt einer Hülle charakteristischer Melodien zu Grunde. Es war einmal etwas Neues und Originelles, das die Herren Gilbert und Sullivan uns boten, und dies Neue und Originelle sicherte der Operette ihren beispiellosen Erfolg.

Der „Mikado“ hat im Laufe der Zeit eine ganze Industrie in's Leben gerufen. Die Mode begann sich auf fast allen ihren Gebieten mit der japanischen National-Tracht näher zu befassen, — das japanische Kunstgewerbe blühte plötzlich mächtig auf, — unzählige Rippes-Gegenstände und Salon-Spielereien nahmen japanische Formen an; Parfüms wurden nach den Namen der drei niedlichen Künslor „Ko-ko's“ getauft, — kurz, die Welt stand der Abwechselung halber einmal im Zeichen des „Mikado“. Auch die bildende Kunst verschloß sich der Modeströmung nicht, und auf den Kunst-Ausstellungen sah man die drei japanischen Pensionsmädchen der Operette in allen möglichen graziosen Stellungen verhüllt.

Zu den hübschesten und talentvollsten Arbeiten aus dieser Zeit der „Mikado“-Mode gehört das Bild der Pitti-Sing, mit dem unsere heutige Nummer geschmückt ist. Pitti-Sing ist die jüngste der „three little maids from school“, und man versteht wohl, daß sich ein warm schlagendes Männerherz entzünden kann, wenn sie mit den Blumen im Arme über den Wiesengrund schreitet, die dunklen Augen leuchtend lädt und die rothen Lippen zu einem verführerischen Lächeln kräuselt, — wenn der Wind mit den schwarzen Locken auf ihrer Stirn spielt, und das Seidengewand anmutig um ihre schlanken Glieder fliegt. Sie ist ein schönes Kind, die liebliche Pitti-Sing, und verdiente auch einen Prinzen, wie ihre beneidenswerthe Schwester, die holde Yum-Yum!

Gabriele von Lieres und Willau. Siehe das Portrait, Seite 128. — Im Bilderkreis unserer geschätzten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen darf auch die an Jahren vermutlich Jüngste, die talentvolle Verfasserin der tiefgreifenden Erzählung „Nach dem Tode“, Fräulein von Lieres und Willau, nicht fehlen. Ihre kraftvolle Eigenart und ihre aus der Tiefe schöpfende Darstellungskunst haben die jugendliche Nobellitteratur unserer Leserinnen schnell werth gemacht. Als wir vor drei Jahren die ersten kurzen Stagen und Erzählungen der jungen Dame in Leipziger Blättern lasen, frappierte uns sofort das Originelle ihrer Dicht- und Schilderungsart, der nichts Gemachtes, nichts Anempfundenes anhaftet. Ihr Talent ist seitdem erheblich erstaunt und gewachsen und wird sich, wie wir hoffen, in aufwärts steigender Linie noch weiter entwickeln. Gabriele von Lieres lebt, seitdem ihre Familie das heimathliche Schlesien mit der Großstadt vertauscht, im elterlichen Hause zu Berlin.



Nachdruck verboten.

Über das Frauenalter. — Sind meine schönen Leserinnen damit einverstanden, daß ich heute ein wenig vom Frauenalter mit Ihnen plaudere? Es ist ein so interessantes Thema, namentlich, — wie? Sie wenden sich von mir ab? O, ich bitte, meine Verehrtesten, nicht diese beleidigte Niene, — sie sieht Ihnen ganz und gar nicht denn sie ruft zwei Fältchen auf Ihrer weißen Stirn hervor, die man bei, — hm, — bei noch unconfirmirten Personen in der Regel nicht sieht! Judem, — Sie nehmen es mir hoffentlich nicht übel, daß ich Sie darauf außermartal mache, — ist es auch etwas unvorsichtig von Ihnen, Ihr Gebräuntstein in den vorliegenden Falle zu zeigen. Warum? Nun weil eine Erwähnung des Alters-Kapitels erst dann unangenehm zu berühren pflegt, wenn man sich bereits in gewissen Jahren befindet. Da diese bei Ihnen indessen noch in weilen weiter Ferne liegen, Sie demnach kein actuelles Interesse an der Sache haben, so, — doch dem Himmel sei Dank, da sind Sie ja schon verschwunden, jene ominösen Fältchen! Ihre Augen lächeln. Ihr Mund lächelt, sonnigste Heiterkeit strahlt aus Ihren Augen, — ich kann also, ohne Sorge, Ihren Born auf's Neue zu erregen, mit der Erörterung meines Themas beginnen.

Zuvörderst gestatten Sie wohl, daß ich Ihnen eine Frage vorlege, welche, ob Sie auch unzählige Male von bärigen und unähnlichen Lippen aufgeworfen ist, doch immer noch das lebhafteste Interesse erregt, die nämlich: „Wann werden Frauen alt?“ — Wenn sie's ihren Jahren nach find, meinen Sie. Nein, meine Damen, das ist doch wohl nicht ganz richtig, wenigstens steht dieser Ansicht die unseres großen Goethe entgegen, welcher sagt:

„Eine Frau ist stets so alt, wie sie aussieht.“ Da das nun aber bei jeder Einzigen verschieden ist, — denn die eine hat schon im Lenz ihres Lebens eingefallene Bürze, welche Haut und ergrantes Haar, während die andere sich noch als Großmutter voller, rosiger Wangen und üppiger ungebleichter Locken erfreut, so dürften demnach die Jahre keineswegs allein bestimmd für das Alter einer Frau sein. Ninon de l'Enclos z. B., von der man erzählt, sie hätte noch mit siebzig Jahren so schön und jugendlich ausgesehen, daß ihr Ehemal sich aus unbezwinglicher glühender Beidenschaft für sie den Tod gegeben, würde sogar in jenem respectablen Alter noch eine ganz junge Frau genannt werden müssen. Ob freilich ihre blühenden Reize ein Geschenk der gütigen Natur gewesen, oder ob sie dieselben der geschickten Anwendung von Toilettenkünsten verdankte, ist eine andere Frage, die uns im Übrigen jedoch nicht interessiert, denn nach Goethe kommt es ja lediglich darauf an, wie eine Frau aussieht, das heißt, wie sie den Blicken Anderer erscheint, — und Ninon erschien jung, — ergo war sie es auch.

„Wie reizend!“ höre ich einen kleinen loselten Badisch beim Lesen dieser Zeilen ausrufen. „Welch' entzückende Perspective, ewig jung bleiben zu dürfen, falls man es nur versteht, mit Pinsel und Farbenton gut umzugehen!“ Noch heute nehme ich bei einem Porträtmaler Stunden, damit ich bei Zeiten lerne, dem Alter ein Schnippchen zu schlagen! — Der Gedanke, dermaleinst Tante Rosalie, — der Name ist wirklich ein Hohn auf ihren aschgrauen Teint, — mit ihrem runzigen Gesicht, den zitternden Händen und der dünnen, tonlosen Stimme, zu gleichen, ist höchstlich, —

Halt, mein Fräulein, — verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, aber für ein paar Worte müssen Sie mir schon Gehör schenken. Sie erwähnten neben anderen Zeichen, durch welche die vorigerücks Jahr Ihres verehrten Fräulein Tante sich bemerkbar machen, auch deren „zitternde Hände“ und „dünnen, tonlose Stimme.“ Mit welchen Mitteln, — wollen Sie so liebenswürdig sein, es mir zu verrathen, — beabsichtigen Sie wohl, diese Symptome des Alters zu beseitigen? Sie können sie mir nicht nennen? Schade! Ich hätte sonst aus Ihrer Wissenschaft auch gern Ruhes für mich selbst gegogen, denn aufrichtig gestanden, — angenehm ist mir die Aussicht, nach so und so vielen Decennien ebenso hilflos zu sein, wie Tante Rosalie, gerade auch nicht. Doch das läßt sich nun einmal nicht ändern, — gegen die Gesetze der Natur sind wir machtlos; keine noch so raffinierten Toilettenkünste vermögen es zu hindern, daß sie ihren Lauf nehmen, und wenn es denselben auch für eine kurze Spanne Zeit gelingt, die Welt über die Verwüstungen, welche die Jahre in unserem Antlitz hervergebracht, zu täuschen, so machen sich doch nur zu bald andere Spuren des Alters bemerkbar, die sich nicht verborgen lassen, sondern im Gegenteil durch den grellen Kontrast, in welchem sie zu den ebborgten Reizen stehen, um so sichtbarer werden.

Bei der Einen tritt dieser gefürchtete Zeitpunkt früher, bei der Anderen später ein, kommen aberthat er stets. Traurig nur, daß so gar viele Frauen sich über das Eintreten dieses Momentes täuschen! Diese Armen kommen mir stets so vor, wie jene Schauspielerinnen, die den Termin verabsäumt haben, in das ältere Fach überzugehen und noch den Anspruch auf die Rolle der jugendlichen Liebhaberin erheben, während die Natur sie auf die Partien der Mütter verweist. Wie diese, erinnern jene statt des erwarteten Beifalls nur Spott und Hohn.

Ob sie denn keinen Spiegel bestigen, der doch ein so zuverlässiger Rathgeber in solchen Fällen ist, fragen Sie?

Verzeihen Sie, wenn ich die Zuverlässigkeit dieses Rathgebers bezweifle. — Warum? Nun, aus einem sehr einfachen Grunde, — weil wir uns Alle täglich bespiegeln.

Ja, — wir werden alt mit dem Spiegel in der Hand und bemerken nicht die Veränderungen, die sich leise, unmerklich, aber unaufhaltsam vollziehen. Außerdem täuscht uns unsere Eigentümlichkeit diese kleinen Falten an den Schläfen, über jene scharfen Linien um den Mund, über den matteren Glanz des Auges hinweg. Wir schreiben einem zufälligen Unwohlsein das zu, was der langsam nagende Zahn der Zeit bewirkt hat oder sagen, wir haben heute unser schlechtes Tag. Aber ach, — unser guter Tag ist unverdächtig dahin.

Und so soll uns denn wirklich nichts anderes übrig bleiben, als auf alle Freuden, alles Glück des Lebens zu verzichten, wenn die erste Ringe auf unserer Stirn, das erste weiße Haar auf unserm Haupte sich zeigt? schallt es mir hier wohl abermals aus dem Kreise meiner Leserinnen entgegen.

Ja, was nennen Sie denn Alles Glück des Lebens, meine Damen? Doch nicht jene Triumphe der Eitelkeit, die so flüchtig sind, wie die Freuden einer Ballnacht, und so vergänglich, wie Seifenblasen? Kennen Sie denn nichts, was Sie tiefer und dauernder befriedigt? Kennen Sie das Glück, Liebe zu geben und zu empfangen, nicht? Dieses Glück, das an kein Alter gebunden ist, das der Greis so gut blüht, wie dem zwanzigjährigen Mädchen, sofern sie sich's nur zu erwerben versteht? Lassen Sie mich Ihnen eine einfache Geschichte erzählen, die ich jüngst von einer Freundin erfuhr, und dann, — doch hören Sie selbst:

Eine schöne, in glücklichster Ehe lebende Frau bemerkte eines Tages, als sie vor dem Toiletten-Spiegel saß und sich von ihrer Kammerzofe frisierte ließ, ein weißes Haar auf ihrem glänzend schwarzen Scheitel. Diese Entdeckung verdroß sie so sehr, daß sie fortan Tag und Nacht darüber nachdamm, wie sie dem Nebennehmen dieses Haars steuern könnte. Leider aber fand sie kein Mittel dagegen, im Gegenteil erhielt das verhasste weiße Fräulein schnell Gefährten, so viele, daß es bald all' ihrer Kunst bedurfte, um dieselben zu verborgen. Darüber grämte sie sich tief, verlor ihr blühendes Aussehen und wurde mürrisch und launisch gegen ihre Umgebung, namentlich aber gegen ihren Gatten, der sich vergeblich mührte, die Ursache der Verstimmung seiner sonst so heiteren Gattin zu ergründen.

„Wenn Du mir nur sagst wolltest, was Dich drückt?“ bat er, als er eines Abends, von seinen Geschäften heimkehrend, sie in Thränen fand. „Ich könnte Dich dann doch trösten und Dir helfen, Dein Leid zu tragen!“

Bor dem lieblichen Tone dieser Worte und dem besorgten Blicke, der sie begleitete, hielt der verschwiegene Trost nicht Stand, das Herz wurde ihr weich, und schluchzend gestand sie dem Gatten ihren Kummer. Der aber schlang seine Arme um sie und fühlte sie auf das Haupt. „Jetzt muß ich Dich doppelt lieben,“ sagte er, „denn diese weißen Haare bedeuten eben so viele Sorgen, die Du in den Jahren unserer Ehe mit mir getheilt und mir abgenommen hast! Hättest Du nicht in mancher schweren Stunde mir treu zur Seite gestanden, den eigenen Kummer tapfer bewegend, um mich in dem meinen zu trösten, helfend und ratend mit sanftem Zuspruch mich aufzurichten und mit Deinem Lächeln die Schwermuth von meiner Stirn scheuchend, so wäre ich jetzt vielleicht ein gebrochener und gebrochener Mann. Daher ich's nicht bin und noch tüchtig schaffen und meines Daseins mich freuen kann, hast Du mit diesen Silberfäden erlaucht. Darum häme Dich ihrer nicht, sondern sei froh auf sie. — Du hast das Recht dazu, denn sie sind eine Ehrenkrone, die schönste, die eines Weibes Haupt zieren kann, weil Liebe und Treue sie gewebt!“

Dies meine Geschichte. Brauche ich noch etwas zu ihrer Erläuterung hinzuzufügen? Ich glaube kaum, denn hoffentlich sind Sie jetzt nicht mehr der Ansicht, daß mit der entzündenden Jugend auch alles Glück und alle Freuden aus unserem Leben entfliehen.

R. Kosack.



Nachdruck verboten

Lebendige, frisch bleibende Kränze und Guirlanden. — Wie gern schmücken wir bei Festen und frohen Ereignissen, bei Hochzeiten, Geburtstagen, als Willkommensgruß bei der Rückkehr lieber Angehöriger Thüren und Zimmer mit Kränzen und Guirlanden! Doch an heißen Sommertagen wellen die dem mütterlichen Boden entzündeten Blumen nur zu bald, selbst das Grün hängt oft schon schlaff herunter, bevor die festliche Stunde erschienen ist und nach wenigen Tagen beeilen wir uns, den unansehnlich und unschön gewordenen Schmuck zu entfernen, dem wir so gern längere Dauer gewünscht hätten. Aber das Epheu-Gewinde, das in meinem Zimmer das Bild meiner lieben Mutter schmückt, zeigt immer die gleiche

